

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte = Revue suisse d'histoire religieuse et culturelle = Rivista svizzera di storia religiosa e culturale

Herausgeber: Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

Band: 116 (2022)

Artikel: "Im Herz von Afrika für den Schweizernamen Ehre einlegen" : biografische Multidimensionalität einer privaten Schweizer Entwicklungshelferin in Rwanda

Autor: Tanner, Rolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1033401>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Im Herz von Afrika für den Schweizernamen Ehre einlegen» – Biographische Multidimensionalität einer privaten Schweizer Entwicklungshelferin in Rwanda

Rolf Tanner

Kurz vor Weihnachten 2000 schrieb Bundespräsident Adolf Ogi einen Brief an Margrit Fuchs, eine Aargauerin, die damals bereits seit 30 Jahren als Entwicklungshelferin¹ in Rwanda im Einsatz stand. Eines ihrer regelmässigen Rundschreiben an Freunde und Gönner war über Umwege auf seinem Tisch gelandet. Der Berner SVP-Politiker war sichtlich beeindruckt und diktierte in seiner gewohnt euphorischen Art.

«[I]ch will nicht verfehlen, Ihnen von ganzem Herzen dafür zu danken, was Sie in Rwanda tun und auf welch selbstlose und grossartige Weise Sie bei unseren Freunden im Herz von Afrika für den Schweizernamen Ehre einlegen.»²

Die Reaktion von Fuchs auf das magistrale Schreiben ist nicht überliefert, aber es dürfte sie gefreut haben; auf jeden Fall befand sie den Brief für wichtig genug, dass sie ihn unter ihren persönlichen Akten aufbewahrte. Einige Jahre später begegnete sie Bundesrätin Micheline Calmy-Rey anlässlich eines Besuchs im Bundeshaus, der vom aargauischen Regierungsrat Kurt Wernli extra für Fuchs eingefädelt worden war. Es ging bei dem Besuch um eine allfällige Bundesunterstützung bei der Nachfolgeregelung für das Werk von Fuchs. Politisch standen sich die progressive Genfer Sozialdemokratin und die an und für sich unpolitische, insgesamt aber konservative Fuchs wohl kaum nahe.³ Aber die Bundesrätin emp-

¹ Der Begriff der «Entwicklungshilfe» wird heute weitgehend als paternalistisch abgelehnt. Dennoch wird er in diesem Artikel gelegentlich benutzt, wenn es kontextspezifisch angebracht ist. Angesichts dieser Sensibilität wird er deshalb immer in Anführungszeichen geschrieben. Hingegen wird der weniger belastete (und mittlerweile ebenfalls selten verwendete) Begriff der Entwicklungshelferin ohne Anführungszeichen geschrieben.

² Persönlicher Nachlass von Margrit Fuchs (PNMF), Brief Adolf Ogi an Fuchs 22.12.2000.

³ Edgar Zimmermann, «Bund prüft die Schirmherrschaft», in: Aargauer Zeitung, 22.11.2005.

fand vor der Lebensleistung der damals fast schon 90-jährigen Fuchs grossen Respekt,⁴ und als sie knapp anderthalb Jahre später Rwanda einen Staatsbesuch abstattete, kam es wieder zu einer Begegnung der beiden Frauen. Eine Woche später starb Fuchs bei einem Autounfall in Rwanda.

Doch Fuchs schickte auch Korrespondenz ins Bundeshaus beziehungsweise in die Vorzimmer von Bundesräten, die sehr kritisch, ja angriffig formuliert war. In einem Brief an den persönlichen Mitarbeiter von Kaspar Villiger, der 2002 als Bundespräsident amtierte, bedankt sie sich in ironischem Ton für Abstimmungsunterlagen, die ihr an ihre Schweizer Adresse geschickt worden waren, obwohl sie in Rwanda wohnte. Sie sei froh, dass sie für «Bern» wenigstens in der Schweiz existiere, in Rwanda sei das schon lange nicht mehr der Fall. Und vorwurfsvoll führte sie weiter aus, dass 1994, bei der Evakuierung der Europäer zu Beginn des Völkermordes, sie von den Franzosen ausser Land geflogen werden musste. «Für die in der [...] Schweizerbotschaft in Kigali verantwortliche Dame war ein guter Platz für ihre Hunde wichtiger als unsere Sicherheit.»⁵ Auch sonst hatte Fuchs bisweilen eine spitze Zunge, wenn es um Schweizer Behörden und Schweizer Politik ging, die Schweizer Entwicklungszusammenarbeit fand bei ihr kaum Gnade.

Die offizielle Schweiz hatte zum Rwanda vor dem Bürgerkrieg enge Beziehungen. Es war ein Ort, wo «Bern» mit einem starken entwicklungspolitischen Engagement der in den sechziger Jahren immer noch relativ jungen Maxime von «Neutralität und Solidarität» konkreten Inhalt verleihen konnte. Rwanda war auch ein entwicklungspolitisches Labor, war es doch eine Zeitlang der «Darling» unter den nichtkommunistischen Geberländern des globalen Nordens, zeitweise lag es unter jenen afrikanischen Ländern, die am meisten von Entwicklungsgeldern profitierten, an der Spitze.⁶ Die Verheissungen und Enttäuschungen von «Entwicklungshilfe» beziehungsweise der Ablauf in verschiedenen Phasen lassen sich deshalb auch in Rwanda besonders gut beobachten. Und schliesslich war Rwanda ein Land, in dem sich die Transformation der katholischen Kirche von einer europäisch gesteuerten, kolonial verstrickten Missionskirche zu einem nachkonziliären Agenten der Entwicklung, Solidarität und Inkulturation, aber auch zu einer national-politischen Institution in dekolonisierten Staaten nachzeichnen lässt. Diese drei Entwicklungs- und Ereignisstränge überschneiden sich, und sie spiegeln sich in den Kontinuitäten und Diskontinuitäten des Lebens von Fuchs, die von 1970 bis 1975 und von 1980 bis 2007 in dem Land lebte.

⁴ Rolf Tanner, *Ein Leben für Ruanda. Margrit Fuchs – eine Biographie*, Baden 2017, hier 8f.

⁵ PNMF, Brief an Alexandre Schmidt, Persönlicher Mitarbeiter von Herrn Bundespräsident Kaspar Villiger, 18.9.2002.

⁶ Joseph Voyame, *Schweizerische Entwicklungszusammenarbeit in Rwanda. Bericht der vom EDA eingesetzten Studiengruppe*, o.O., o.J., hier 64.

Wissenschaftliche Forschung strebt generalisierbare Theorien und Thesen auf einer strukturellen und Makroebene an. Biographien erlauben, diese auf einer Mikroebene zu examinieren, zu exemplifizieren, aber auch auszudifferenzieren.⁷ Sie können pauschalisierenden Verkürzungen entgegenwirken und aufzeigen, wie Handlungsspielräume wahrgenommen werden (oder auch nicht).⁸ Sie ermöglichen den Blick auf «divergierende Loyalitäten, Optionen und Orientierungen», ohne in eine simplistische Psychologisierung zu verfallen.⁹ Durch die simultane Zugehörigkeiten zu zahlreichen Identitäten kreuzen sich in einem Leben verschiedene umweltliche Entwicklungs- und Ereignisstränge beziehungsweise Dimensionen und machen dieses zum einem Akt permanenter Performanz, Selbstmodulation und Adaption.¹⁰

Dabei bleibt der Bezug von Biographien zu wissenschaftlichen Theorien und Thesen bruchstückhaft, da individuelles Leben trotz aller Verstrickungen und sozialer Bezüge nicht immer ausreichend Daten zu liefern vermag, um die jeweiligen Befunde der historischen Forschung zu reflektieren. Dies gilt gerade für Biographien mit dürftiger oder einseitiger Quellenlage, wie das bei Biographien von «einfachen» Leuten häufig der Fall ist.¹¹

Der folgende Artikel soll sich im Sinne einer mikrohistorisch-biographischen Studie drei Dimensionen annähern: der schweizerischen Präsenz in Rwanda, der Rolle der katholischen Kirche und insbesondere einer ihrer Schlüsselfiguren, dem Walliser André Perraudin, der zwischen den fünfziger und siebziger Jahre Primas von Rwanda war, und schliesslich den Herausforderungen und Problemen von Entwicklungsarbeit. Nach einer Skizze des Lebens von Fuchs werden die schweizerisch-rwandischen Beziehungen, die Stellung der katholischen Kirche in Rwanda bis zum Völkermord sowie die Wandlung von der kirchlichen Mission zu Entwicklungszusammenarbeit rekapituliert. Auf eine kurze Sichtung des Forschungsstandes und die Formulierung forschungsleitender Fragen folgt deren Analyse. Der Artikel schliesst mit Schlussfolgerungen und Hinweisen auf weiteren Forschungsbedarf.

⁷ Sarah Vanessa Losego, Überlegungen zur Biographie, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 15 (2002), 24–46, hier 35; Mark Gamsa, Biography and (Global) Microhistory, in: New Global Studies, 11/3 (2017), 231–241, hier 240.

⁸ Wolfram Pyta, Geschichtswissenschaft, in: Christian Klein (Hg.), Handbuch Biographie. Methoden, Traditionen, Theorien, Stuttgart 2011, 331–338, hier 336f.

⁹ Thomas Zugg, Katholizismus und Biographie. Möglichkeiten einer Sozialgeschichte jenseits von «Ghetto», «Moderne» und «Antimoderne», in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte, 70/2 (2020), 196–217, hier 207, 217.

¹⁰ Barbara Caine, Biography and History, New York 2010, hier 74–76.

¹¹ Allerdings gilt diese Einschränkung auch für klassische Biographien von «grossen Männern und Frauen», bei denen Quellen vor der biographischen Verarbeitung unter Umständen sorgfältig ediert und allenfalls manipuliert werden.

Dies geschieht unter Rekurrerung auf die Biographie des Autors dieses Artikels zu Fuchs.¹² Letztere stützt sich überwiegend auf den privaten Nachlass von Fuchs, der sich ungeordnet im Besitz des Autors befindet. Zentraler Korpus dieses Nachlasses sind rund 180 newsletterartige Rundschreiben (1–2 Seiten, maschinengeschrieben), die Fuchs zwischen 1970 und 2007 an Verwandte, Bekannte und Geldgeber schickte. Dazu kommen wenige archivalischen Bestände (Pfarrei St. Nikolaus Brugg, Staatsarchiv Luzern), 64 Interviews und 6 schriftliche Korrespondenzen mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen in der Schweiz und Rwanda.

Eine Aargauerin in Rwanda

Margrit Fuchs wurde 1917 als jüngstes von vier Kindern in eine Arbeiterfamilie in Windisch geboren; der Vater hatte zudem aus einer früheren Ehe eine weitere Tochter, die mit ihren Halbgeschwistern aufwuchs. Das Milieu war katholisch. Eine der Schwestern trat der Gemeinschaft der Ingenbohrer Schwestern bei,¹³ und Fuchs engagierte sich schon früh in der Kirchgemeinde St. Nikolaus in Brugg. Nach Schulabschluss und einem Aufenthalt in einem belgischen Ursulininnen-Mädchenpensionat war sie als Sachbearbeiterin und Direktionssekretärin tätig. Zeitlebens unverheiratet widmete sie sich nach dem Auszug der Geschwister und dem Tod des Vaters der Pflege der zunehmend altersschwachen Mutter. Ihr Tod 1963 löste eine Depression aus, die Fuchs zeitweilig arbeitsunfähig machte. Ihr Arzt riet ihr zu einer «Luftveränderung». Sie bewarb sich bei der katholischen Laienhelfer-Organisation *Interteam* für einen Einsatz in der «Dritten Welt». Seit den sechziger Jahren stand sie in engem Kontakt mit einem ehemaligen Brugger Pfarrer, der in Rwanda missionierte. In dieser Zeit suchte Perraudin eine Haushälterin für den Diözesansitz in Kabgayi, dem traditionellen Zentrum katholischer Missions- und Kirchentätigkeit im Land.¹⁴ Fuchs leistete im Rahmen von *Interteam* einen ersten Einsatz in Rwanda von 1970 bis 1975. Nach ihrer Pensionierung übernahm sie im Auftrag von Perraudin ab 1980 das Management des neuen katechetischen Zentrums St. André in Kabgayi.¹⁵ Schon damals engagierte sie sich in ihrer Freizeit zugunsten von Armen und Bedürftigen. Mit 75 Jahren schied sie aus dem Dienst des Zentrums St. André aus, entschloss sich aber entgegen ihren ursprünglichen Plänen, im Land zu bleiben und zusammen mit dem kongolesischen Priester Josaphat Hitimana ein anfänglich auf Waisen ausgerichtetes *Bureau social de Gitarama* (BSG) zu betreiben. Im Dezember 1993 führte die

¹² Margrit Fuchs war die Taufpatin des Autors.

¹³ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 37.

¹⁴ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 102.

¹⁵ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 143.

Regionalzeitung *Badener Tagblatt* eine erste Sammlung für ein Waisenheim durch, die ein durchschlagender Erfolg wurde.¹⁶ Während des Völkermords unter dramatischen Umständen evakuiert, kehrte Fuchs im September 1994 ins Land zurück, entschlossener denn je, ihre karitative Arbeit fortzusetzen. Nun weitgehend ausserhalb kirchlicher Struktur operierend, unter schwierigsten Bedingungen, mit Unterstützung der Behörden und vor allem dem finanziellen Support durch die *Aargauer Zeitung* gelang es ihr, nach und nach in der Region Gitarama (heute: Muhanga) eine umfassende soziale Infrastruktur aufzubauen.¹⁷ Das Spendenaufkommen stieg von Jahr zu Jahr.¹⁸ Im Januar 2007 bündelte eine Stiftung «Hilfswerk Margrit Fuchs» die verschiedenen Aktivitäten. Wenige Monate darauf verstarb Fuchs, wie bereits erwähnt, bei einem Autounfall.¹⁹ Die Stiftung ist bis heute in Rwanda tätig.²⁰

Das entwicklungspolitische Engagement der Schweiz in Rwanda

Die Dekolonisierung konfrontierte die Aussenpolitik der Schweiz mit einer neuen Ausgangslage. Was die heterogene Gruppe der dekolonisierten Staaten einte, war ihre Erfahrung von kolonialer Knechtung und Armut. Letztere machte sie in den Augen westlicher Akteure anfällig für den Kommunismus; die aufkommende Entwicklungszusammenarbeit stand im Zeichen des Kalten Krieges mit seiner Nullsummenspiel-Logik der zwei Blöcke. Für die Schweiz bot sich die Chance, durch eigene Entwicklungszusammenarbeit mit diesen neuen Ländern Beziehungen aufzubauen. Gerade aus der Verbindung von politischer Neutralität und technischer Kompetenz sollten sich für den Kleinstaat Schweiz neue Handlungsspielräume öffnen.²¹ Gleichzeitig konnte man gegenüber dem Westen die eigene Nützlichkeit im Kampf gegen den Kommunismus demonstrieren.²²

Rwanda wurde zu einem der frühen Schwerpunktländer der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit. Eine nicht unwesentliche Rolle dabei spielte die Tatsache, dass Perraudin an der Spitze der katholischen Kirche stand. Dieser setzte sich denn auch von Anfang an für ein schweizerisches Engagement ein.

¹⁶ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 201.

¹⁷ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 232–253.

¹⁸ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 324.

¹⁹ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 305.

²⁰ «Hilfswerk Margrit Fuchs Ruanda». Hilfswerk Margrit Fuchs Ruanda (10.2.2022).

²¹ Daniel Speich Chassé, *Verflechtung durch Neutralität. Wirkungen einer Schweizer Maxime im Zeitalter der Dekolonisation*, in: Patricia Purtschert/Barbara Lüthi/Francesca Falk (Hg.), *Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien* (Postcolonial studies 10), 2., korrigierte Auflage, Bielefeld 2012, 225–244, hier 226, 235.

²² René Holenstein, *Wer langsam geht, kommt weit. Ein halbes Jahrhundert Schweizer Entwicklungsgeschichte*, Zürich 2010, hier 45–48.

Der erste Präsident des unabhängigen Rwanda, Grégoire Kayibanda, war einer seiner ehemaligen Schüler.²³ Neben diesen personellen Verbindungen gab es eine ganze Reihe von weiteren Gründen, weshalb die Wahl auf Rwanda fiel: Da war etwa das Bild von einem kleinen Gebirgsland mit einer Bevölkerung aus Bauern und Hirten, die «schweizerische» Werte wie Arbeitswille, Selbstgenügsamkeit und Bescheidenheit hochhalte – Merkmale, die auch bei der Auswahl anderer früher Schwerpunktländern wichtig waren, wie etwa Nepal oder Sikkim.²⁴ Mehr strategisch motiviert war zudem die Tatsache, dass Rwanda abseits der grossen Auseinandersetzungen des Kalten Krieges lag (trotz der unmittelbaren Nachbarschaft zum umkämpften Kongo).²⁵ Die Grösse des Landes erlaubte, einen Einsatz mit beschränkten Mitteln sichtbar und vor allem messbar zu machen.²⁶

Zwischen 1963 und 1994 flossen im Rahmen der Entwicklungszusammenarbeit 375 Millionen Schweizer Franken nach Rwanda. Über 150 Schweizerinnen und Schweizer standen als Entwicklungsexpertinnen und Entwicklungsexperten im Einsatz, mit einer Höchstzahl in den frühen achtziger Jahren.²⁷ Die Schweiz konzentrierte sich auf Projekte im ländlichen Raum, wo die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung lebte. Es ging um die Versorgung mit Gütern des täglichen Grundbedarfs, die Förderung des individuellen Sparens und das Erlernen technischer und handwerklicher Fähigkeiten.²⁸ Das Verständnis von Entwicklungszusammenarbeit war ausgesprochen technokratisch;²⁹ politische Fragen wurden unter Berufung auf eine neutralitätspolitisch verstandene Nichteinmischung ausgeblendet. Als es 1963 und in den frühen siebziger Jahren zu Massakern an den Tutsi kam, wurden diese zwar als unangenehme, aber letztlich unvermeidliche

²³ André Perraudin, *Un évêque au Rwanda. Témoignage*, Saint-Maurice 2003, hier 20–22; J.J. Carney, *Rwanda before the Genocide. Catholic politics and ethnic discourse in the late colonial era*, New York 2014, hier 188.

²⁴ Holenstein, *Wer langsam geht* (wie Anm. 22), 51f; Fanny Guex, *L'écho du Sikkim: missionnaires suisses dans le Himalaya: de la conquête à l'aide humanitaire*, in: SZG, 65/3 (2015), 449–470, auch Bernhard C. Schär, *Bauern und Hirten reconsidered. Umrisse der «erfundenen Schweiz» im imperialen Raum*, in: Purtschert/Lüthi/Falk, *Postkoloniale Schweiz* (wie Anm. 21), 315–330, hier 321.

²⁵ Lukas Zürcher, *Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900–1975)*, Zürich 2014, hier 140.

²⁶ Gespräch Fritz Stähelin, ehemaliger Leiter der Direktion für Entwicklungshilfe und humanitäre Zusammenarbeit (DEH), 25.9.2015; Rolf Wilhelm/Pierre Gygli/Esther Iseli/David Vogelsanger (Hg.), *August R. Lindt. Patriot und Weltbürger*, Bern 2002, hier 130.

²⁷ Voyame, *Entwicklungszusammenarbeit* (wie Anm. 6), 201–203.

²⁸ Voyame, *Entwicklungszusammenarbeit* (wie Anm. 6), 166–170.

²⁹ Philipp H. Lepiens, *Lernen vom Besserwisser: Wissenstransfer in der «Entwicklungshilfe» aus historischer Perspektive*, in: Hubertus Büschel/Daniel Speich, *Entwicklungswelten. Globalgeschichte der Entwicklungszusammenarbeit*, Frankfurt a. M. 2009, 33–59, hier 33–35.

und naturkatastrophenähnliche Phänomene betrachtet, gegen die man nichts ausrichten könne. Eine Einstellung oder Konditionierung der Entwicklungszusammenarbeit wurde nicht ernsthaft in Erwägung gezogen. Das Schweizer Selbstverständnis, als «zuverlässig» zu gelten und nicht bei der erstbesten Gelegenheit «davonzurennen», spielte dabei ebenso eine Rolle wie die Tatsache, dass angesichts der bereits getätigten Investitionen ein Rückzug nur unter erheblichen Kosten und mit Gesichtsverlust möglich gewesen wäre.³⁰ Dabei waren sich Bundesrat und Diplomaten durchaus bewusst, dass es für das Ansehen der neutralen und humanitären Schweiz heikel war, eine Regierung mit Entwicklungsgeldern zu unterstützen, die Gräueltaten zumindest tolerierte, wenn nicht gar dazu anstiftete.³¹ Doch man sah keinen Ausweg aus dem Dilemma, und man hoffte auf Besserung: 1987 attestierte das Länderprogramm der Direktion für Entwicklungszusammenarbeit und humanitäre Hilfe (DEH) der rwandischen Regierung, das ethnische Problem etwas entschärft zu haben.³²

Nach dem Völkermord vom April bis Juli 1994 war an eine nahtlose Fortsetzung der Entwicklungszusammenarbeit vorerst nicht zu denken – auch, weil die neue rwandische Regierung der Schweiz Komplizenschaft mit dem alten Regime vorwarf. In der Schweiz gab es geharnischte Kritik, wie man sich in all den Jahren habe engagieren können, ohne die Vorzeichen der Katastrophe zu erkennen. Das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) setzte im Herbst 1994 eine vierköpfige Studiengruppe ein mit dem Auftrag, 30 Jahre Entwicklungszusammenarbeit aufzuarbeiten und Lehren daraus zu ziehen.³³ Der Bericht der Gruppe äusserte in zahlreichen Punkten Kritik, hielt aber auch fest, die schweizerische Unterstützung sei insofern erfolgreich gewesen, als sie einer Generation von Rwanderinnen und Rwandern zur Verbesserung ihrer Lebensumstände verholfen habe. Zur Frage, ob die Schweiz irgendetwas hätte tun können, um den Völkermord zu verhindern, hielt der Bericht lakonisch fest:

«Die Frage, warum die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit zusammen mit den Kooperationen aller anderen Länder und den internationalen Organisationen den Genozid nicht verhindern konnte, kann nicht beantwortet werden.»³⁴

Der Bericht wurde zum Teil heftig kritisiert und als beschönigend abgetan, blieb aber ohne Konsequenzen.³⁵ 1998 wurden die bilateralen Beziehungen zu

³⁰ Zürcher, Ruanda (wie Anm. 25), 316f.

³¹ Zürcher, Ruanda (wie Anm. 25), 150.

³² Voyame, Entwicklungszusammenarbeit (wie Anm. 6), 173.

³³ Voyame, Entwicklungszusammenarbeit (wie Anm. 6), 24–26.

³⁴ Voyame, Entwicklungszusammenarbeit (wie Anm. 6), 176.

³⁵ Zürcher, Ruanda (wie Anm. 25), 20.

Rwanda wieder aufgenommen.³⁶ 2007 kam es beim bereits erwähnten Staatsbesuchs von Calmy-Rey in Rwanda zur formalen Normalisierung des Verhältnisses auf zwischenstaatlicher Ebene. Bezüglich Entwicklungszusammenarbeit wurde die multilaterale Komponente jetzt stärker gewichtet: Rwanda war Teil des Programms zur Stabilisierung der Region der Grossen Seen, die auch Burundi sowie den Ostteil der Demokratische Republik Kongo umfasst. Die Ausgaben für dieses Programm nahmen rapide zu: Betrugten sie 2005 weniger als 10 Millionen Schweizer Franken, beliefen sie sich 2015 bereits auf 50 Millionen.³⁷

Die katholische Kirche in Rwanda

Rwanda wurde früh zu einem der führenden katholischen Länder Afrikas; König Mutara Rudahigwa weihte es 1946 Jesus Christus.³⁸ Das vorkoloniale Rwanda wies eine komplexe politisch-soziale Struktur aus, welche die Macht vereinfacht gesagt in den Händen des Königshofs sowie einer vorwiegend aus Tutsi bestehenden Aristokratie konzentrierte. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde Rwanda, zusammen mit dem benachbarten Burundi, als ehemals deutsches Schutzgebiet in ein Mandat des Völkerbundes umgewandelt, Belgien als Mandatarmacht eingesetzt. Die belgische Politik führte zu einer Ethnisierung sozialer Differenz; damit stand die Tutsi-Minorität einer grossen Mehrheit von Hutu gegenüber.³⁹ Die Kirche hatte sich in ihren Missionsbestrebungen nach einigem Zögern auf die Tutsi-Elite konzentriert, in der Meinung, dass die übrige Bevölkerung bei der Konversion folgen werde.⁴⁰ Eine wichtige Rolle bei der Christianisierung Rwandas

³⁶ Historisches Lexikon der Schweiz, Artikel «Ruanda», www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D3461.php (31.3.2022).

³⁷ Beiträge der Schweiz zur Entwicklung und Zusammenarbeit in der Region der Grossen Seen, www.eda.admin.ch/deza/de/home/laender/grosse-seen.html (3.4.2017).

³⁸ Carney, Genocide (wie Anm. 23), 40.

³⁹ Über die gesellschaftlichen Strukturen Rwandas vor der Kolonialisierung beziehungsweise deren Veränderungen und Instrumentalisierungen während der belgischen Mandats Herrschaft ist seit dem Völkermord eine reichhaltige wissenschaftliche Literatur erschienen, insbesondere hinsichtlich der Einteilung der Bevölkerung in Tutsi, Hutu und Twa. Der Einfachheit halber sind nur einige wenige Schlüsselwerke erwähnt: Mahmood Mamdani, *When victims become killers. Colonialism, nativism and the genocide in Rwanda*, Princeton 2001; Jan Vansina, *Antecedents to modern Rwanda. The Nyiginya kingdom*, Madison 2003; Jean-Pierre Chrétien/Marcel Kabanda, *Rwanda, racism and genocide. L'idéologie hamitique*, Paris 2013; Léon Saur, «Hutu» et «Tutsi»: des mots pour quoi dire? in: *Histoires, monde et cultures religieuses*, 30 (2014), 119–138.

⁴⁰ Ian Linden, with Jane Linden, *Church and revolution in Rwanda*, Manchester 1977, hier 161–175.

spielte die auf afrikanische Mission spezialisierte Ordensgemeinschaft der Weissen Väter.⁴¹ Nachdem in den fünfziger Jahren Vorbereitungen zur Unabhängigkeit Rwandas anliefen, stellte sich die Frage nach der künftigen Rolle und dem künftigen Status der Kirche. Diese sah sich mit verschiedenen Spannungsfeldern konfrontiert: einerseits zwischen den Missionsgesellschaften und den rasch wachsenden Reihen des lokalen afrikanischen Klerus, andererseits zwischen Hutu und Tutsi innerhalb des Klerus, wobei diese wiederum verbunden waren mit sich formierenden jeweiligen Laien-Eliten.

In den fünfziger Jahren empfanden jüngere europäische Missionare, die unter dem Eindruck der katholischen Soziallehre standen, die lokalen Verhältnisse in Rwanda mit der Vorherrschaft der Tutsi-Elite als zutiefst ungerecht; ihre Empörung traf sich mit den Emanzipationsbestrebungen von Hutu.⁴² Nach etlichem Taktieren verfasste Perraudin zur Fastenzeit 1959 einen Hirtenbrief, der als Parteinahme für die Anliegen der Hutu ausgelegt wurde. Wenig später kam es zu schweren Unruhen, die eine erste Tutsi-Fluchtwelle ins Ausland provozierten. Perraudin wurde vorgeworfen, er habe mit seinem Hirtenbrief zur Gewalt beigegeben.⁴³ Nachdem die Kirche über Jahrzehnte die Tutsi-Aristokratie kooptiert hatte, vollzog sie nun einen abrupten Wechsel und verbündete sich mit den aufstrebenden Hutu-Eliten. Perraudin wurde fortan als deren Mann gesehen. Er förderte den Aufstieg von Hutu-Geistlichen, obwohl die Tutsi im Klerus zahlenmässig nach wie vor dominierten.⁴⁴ Perraudin war allerdings kein dumpfer pro-Hutu-Rassist;⁴⁵ vielmehr war seine Politik der Hutu-Präferenz getragen vom Bestreben, die Einheit der Kirche wie ihre Rolle in einem unabhängigen Rwanda zu sichern. Bis zum Ende seiner Tätigkeit in Rwanda blieben Perraudins Haltung und Handeln geprägt durch diese Erfahrungen aus den fünfziger Jahren.⁴⁶ Er hielt daran fest, dass ein Einsatz der Kirche für soziale Gerechtigkeit – und damit meinte er unter anderem auch eine Abbildung der «Mehrheitsverhältnisse» in der politischen Machtübung – möglich war, ohne dass die Kirche selbst politisch wurde.⁴⁷

⁴¹ Zürcher, Ruanda (wie Anm. 25), 332.

⁴² Linden, Church (wie Anm. 40), 222f.

⁴³ J.J. Carney, Beyond Tribalism: The Hutu-Question and Catholic Rhetoric in Colonial Rwanda, in: Journal of Religion in Africa, 2/42 (2012), 172–202, hier 191.

⁴⁴ Guy Theunis, Le rôle de l'église catholique dans les événements récents, in: André Guichaoua. Les crises politiques au Burundi et au Rwanda (1993–1994), Lille 1995, 289–298, hier 293.

⁴⁵ Carney, Tribalism (wie Anm. 43), 192.

⁴⁶ J.J. Carney, Missionary discourse and racial imagination in colonial Rwanda, in: Fides et Historia, 2/50 (2018), 66–78, hier 66.

⁴⁷ Linden, Church (wie Anm. 40), 261.

Nach der Unabhängigkeit war Rwanda – obwohl blockfrei – von seiner Grundausrichtung her antikommunistisch und pro-westlich (im Gegensatz zum benachbarten Burundi, das in den sechziger Jahren als latent chinafreundlich galt und in den achtziger Jahren von einem antiklerikalen Militärregime regiert wurde). Der Anteil der Katholiken stieg bis in die neunziger Jahre auf über 60 % der Bevölkerung. Die katholische Kirche war der grösste Arbeitgeber und der grösste Landbesitzer.⁴⁸ Wie bereits erwähnt gab es enge Verbindungen zwischen Perraudin und dem ersten Präsidenten des Landes; dessen Nachfolger Juvénal Habyarimana sowie seine Frau waren eng befreundet mit dem Erzbischof von Kigali, Vincent Nsenigiyumva, der auch im Leitungsgremium der Staatspartei sass.⁴⁹ Auch Perraudin pflegte weiterhin einvernehmliche Beziehungen mit dem (bescheidenen) Präsidentenpalast.

Von der Mission zur Entwicklungszusammenarbeit

Erste Ansätze zu dem, was später zur Entwicklungszusammenarbeit wurde, finden sich in der Kolonialzeit. Ihr Ziel war zunächst die Nutzen- und Wertsteigerung der Kolonien für die jeweiligen Mutterländer dank wirtschaftlicher Entwicklung. Unabhängig davon verbanden die Kirchen seit Aufnahme ihrer Missionstätigkeit ihre spirituellen Bemühungen um Bekehrungen mit dem Effort, die konkreten materiellen Bedingungen und den gesundheitlichen Zustand ihrer potenziellen and aktuellen Täuflinge zu verbessern.⁵⁰ Vertreter der Kirchen teilten die Furcht der Akteure im Westen von einer armutsinduzierten Anfälligkeit der «Dritten Welt» für den Kommunismus. Perraudin selbst sah die Unruhen von 1959 als von kommunistischen Agenten mitinstigiert.⁵¹ Andererseits wollte die katholische Kirche nicht einfach bloss Erfüllungsgehilfe politisch-kolonialer Instanzen sein. Seit *Rerum Novarum* war soziale Gerechtigkeit ein wichtiges Ziel der Kirche. Mit der Enzyklika *Evangelii praecones* von 1951 würdigte Papst Pius XII. erneut den Wert der Gerechtigkeit; im gleichen Atemzug forderte er mit Blick auf die anlaufende Dekolonisierung eine Forcierung der Bestrebungen, Kirchen in der kolonialen Welt zu verselbstständigen.⁵²

⁴⁸ Robert Calderisi, *Earthly mission. The Catholic church and world development*, New Haven 2013, hier 175

⁴⁹ Theunis, *Église* (wie Anm. 44), 290–291.

⁵⁰ Calderisi, *Earthly mission* (wie Anm. 48), 108.

⁵¹ Linden, *Church* (wie Anm. 40), 269.

⁵² Joachim Schmiedl, *Weltkirchliche Verantwortung und Partnerschaft: Zum Wandel des Missionsverständnisses in der katholischen Kirche Deutschlands von Heinrich Hahn bis zur Würzburger Synode*, in: SZRKG, 105 (2011), 221–246, hier 228.

Das Zweite Vatikanische Konzil stärkte diese Aspirationen: die Emanzipation der Ortskirchen, die Verpflichtung auf Gerechtigkeit, was auch den Einsatz für wirtschaftliche und soziale Veränderungen miteinschloss, und – unter dem Stichwort der Inkulturation – die spirituelle, liturgische und kulturelle Diversität der Kirche.⁵³ Die Enzyklika *Populorum progressio* von 1967 schloss den Wandel von der Mission zur «Entwicklungshilfe» ab.⁵⁴ Die Kluft zwischen Arm und Reich und die Frage nach deren Ursachen erfassten den kirchliche Diskurs und diktierte zunehmend die Haltung der Kirchen in der Öffentlichkeit und in der Politik.⁵⁵

Das wachsende Interesse an Entwicklungszusammenarbeit manifestierte sich in den fünfziger Jahren in der Gründung von kirchlichen Hilfswerken: Das katholische *Fastenopfer* und sein reformiertes Pendant *Brot für Brüder* entstanden 1959; bereits früher hatte das *Hilfswerk Evangelischer Kirchen der Schweiz* (HEKS) sein Engagement über Europa hinaus expandiert.⁵⁶ Es gab zeitweise eine regelrechte Euphorie der Entwicklungszusammenarbeit. Nicht bloss Geistliche, sondern auch Laien-Fachkräfte wurden unter dem Zeichen der «Entwicklungshilfe» in den globalen Süden geschickt. Sie sollten für einen Wissenstransfer sorgen, der den Ländern innert vernünftiger Zeit erlauben sollte, auf eigenen Füßen zu stehen – wobei der Massstab für Gelingen oder Misslingen dieses Transfers eine Angleichung der lokalen Verhältnisse an den globalen Norden war.⁵⁷

Die Frage nach Erfolg und Wirksamkeit der Entwicklungszusammenarbeit stellte sich schon früh. Ab den siebziger Jahren nahm die Kritik an den bisherigen Bemühungen zu. Ein grosser Teil davon war dabei sozusagen technischen Natur: Man hatte in der ersten Phase vor allem Grossprojekte gefördert: Staudämme, Stahlwerke, Flughäfen – die sogenannten «white elephants», welche die sozioökonomische Situation der dekolonisierten Länder kaum nachhaltig verbessert hatten. Diese Grossprojekte waren vor allem von der zwischenstaatlichen, oft stark politisch motivierten Entwicklungszusammenarbeit favorisiert worden. Stattdessen propagierte man nun kleinräumige Projekte auf einer Mikroebene unter Einbezug der lokalen Bevölkerung, mit dem Ziel der Verbesserung ihrer unmittelbaren Lebensgestaltung (Brunnen, Bewässerungsanlagen, Schulungen aller Art).

⁵³ Calerisi, *Earthly mission* (wie Anm. 48), 28–30.

⁵⁴ Matthias Schmidhalter, Die Hilfsaktion für Biafra: Wendepunkt in der Auslandshilfe des Schweizerischen Caritasverbandes, in: SZRKG, 98 (2004), 171–182, hier 180.

⁵⁵ Stephan Tschirren, «Die Kirchen besetzen das Bundeshaus»: die Interkessionelle Konferenz Schweiz und Dritte Welt als Wendepunkt in der Entwicklungspolitik?, in: SZRKG, 104 (2010), 181–199, hier 186.

⁵⁶ Holenstein, *Wer langsam geht* (wie Anm. 22), 49.

⁵⁷ Hubert Büschel/Daniel Speich, Einleitung – Konjunkturen, Probleme und Perspektiven der Globalgeschichte von Entwicklungszusammenarbeit, in: Büschel, *Entwicklungswelten* (Anm. 29), 7–29, hier 13, 20.

Das war auch eine nachträgliche Rechtfertigung kirchlicher Entwicklungszusammenarbeit, die sich aufgrund fehlender Ressourcen immer schon in diesen Bahnen bewegt hatte.⁵⁸

Ein anderer Ansatzpunkt von Kritik konzentrierte sich auf tiefere strukturelle Ursachen. Es wurde bezweifelt, ob eine Integration der dekolonisierten Länder ins kapitalistische Welthandelssystem überhaupt möglich sei. Eine solche Integration zementiere nämlich nur die Abhängigkeit des Südens vom Norden. Damit war ein Bezug zwischen dem Reichtum des Nordens und der Armut des Südens hergestellt; die Frage nach einer Veränderung globaler Strukturen rückte in den Vordergrund.⁵⁹ Ein dritter Ansatzpunkt schliesslich verwarf Entwicklungszusammenarbeit generell. Aus dieser Sicht war die Moderne, wie sie sich im Norden aktualisiert hatte und als Vorbild dient, gar nicht erstrebenswert. Vielmehr gelte es, ein Modell von Entwicklung durch Partizipation aller auf Augenhöhe gemeinsam zu entwerfen. Allerdings blieb unklar, wie sich ein solches Modell konstituieren und dann praktisch umsetzen liesse.⁶⁰ Unabhängig davon aber hatte der Modernisierungs- und Entwicklungsdiskurs, wie er in den fünfziger und sechziger Jahren vorgeherrscht hatte – auch in kirchlichen Kreisen – seit den siebziger Jahren ausgedient.⁶¹

Forschungsübersicht und Fragestellungen

Unter dem einschlägigen Schlagwort vom «Kolonialismus ohne Kolonien»⁶² hat sich die historische Forschung in den letzten Jahrzehnten mit der Frage nach den kolonialen und postkolonialen Verflechtungen der Schweiz beschäftigt.⁶³ Es mag

⁵⁸ Lepiens, Lernen (wie Anm. 29), 39.

⁵⁹ Tschirren, Bundeshaus (wie Anm. 55), 183.

⁶⁰ Büschel, Einleitung (wie Anm. 57), 15f.

⁶¹ Calderisi, Earthly mission (wie Anm. 48), 70.

⁶² Patricia Purtschert/Barbara Lüthi/Francesca Falk (Hg.), Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien (Post-colonial Studies 10), Bielefeld 2013.

⁶³ Siehe eine Publikationsliste bis 2014 in Matthieu Humbert, Bouda Etemad, La Suisse est-elle soluble dans sa «postcolonialité»? in: SZG, 62/2 (2014), 279–291, hier 280–282. Darum hier nur eine Auswahl: Andreas Zanger, Koloniale Schweiz. Ein Stück Globalgeschichte zwischen Europa und Südostasien (1860–1930), Bielefeld 2011; Patricia Purtschert, Jenseits des Réduit: Die Schweiz und die Berge in Zeiten der Dekolonisierung, in: SZG, 2/63 (2013), 250–268; Christof Dejung, Die Fäden des globalen Marktes: Eine Sozial- und Kulturgeschichte des Welthandels am Beispiel der Handelsfirma Gebrüder Volkart 1851–1899, Köln 2013; Christoph Dejung, Jenseits der Exzentrik. Aussereuropäische Geschichte der Schweiz. Einleitung zum Themenschwerpunkt, in: SZG, 62/2 (2014), 195–209; Gesine Krüger, Der Löwe lagert unter der Schirmakazie. Der (mögliche) Beitrag der Afrikanischen (sic!) Geschichte zu einer Geschichtswissenschaft als Verflechtungsgeschichte, in: SZG, 2/62 (2014), 224–238; Patricia Purtschert/Harald Fischer-Tiné, Colonial Switzerland: Rethinking Colonialism from the Margins, Basingstoke 2015; Patricia Purtschert/Francesca Falk/Barbara

deshalb etwas erstaunen, dass dabei die schweizerisch-rwandischen Beziehungen relativ wenig Beachtung gefunden haben, waren diese doch für die schweizerische Aussen- und Entwicklungspolitik zwischen den sechziger und neunziger Jahren so etwas wie paradigmatisch. Da war die Tatsache, dass Rwanda ein frühes Schwerpunktland der «Entwicklungshilfe» war. Zudem war es ein Ort, bei dem die anhaltende Rolle und der anhaltende Einfluss von Europäern beziehungsweise – im Falle von Perraudin – von Schweizern in Politik und Gesellschaft von dekolonisierten Ländern studiert werden konnte.

Schon vor der Bruchstelle des Genozids gab es relativ wenig wissenschaftliche Beschäftigung zum schweizerischen Engagement in Rwanda.⁶⁴ Doch auch danach blieb es vorerst bei etwas Memoirenliteratur (darunter auch die Memoiren von Perraudin, die allerdings nur die fünfziger und sechziger Jahre abdecken) und dem Film von Thomas Isler «Wir kamen, um zu helfen», der sich kritisch mit dem Schweizer Engagement in Rwanda auseinandersetzt.⁶⁵ Mit der Dissertation von Lukas Zürcher wurde dann eine gründliche Analyse des schweizerischen Engagement vorgelegt – für den Zeitrahmen von 1900 bis 1975; sie hörte also zwei Jahrzehnte vor dem Völkermord auf. Zürcher sah die bilateralen Beziehungen nach der Unabhängigkeit stark in kolonialistischen und realpolitischen Mustern und Sachzwängen begründet, die letztlich zu einer – von einer Rezensentin als solche bezeichneten – «komplizenhaften Abhängigkeit» führten.⁶⁶ Seit dieser Dissertation sind keine weiteren tiefergreifenden Untersuchungen erschienen. Die Rolle der katholischen Kirche und europäischer Missionsgesellschaften, inklusive der Weissen Väter und insbesondere auch von Perraudin, ist dagegen vom kanadischen Religionswissenschaftler und Theologen James Jay Carney genauer untersucht worden. Auch Zürcher geht in seiner Dissertation auf die Person von Perraudin ein, eine eigentliche Biographie des Walliser Klerikers ist allerdings

Lüthi, Switzerland and «Colonialism without Colonies». Reflections on the states of colonial outsiders, in: Interventions. International Journal of Postcolonial Studies, 2/18 (2015), 286–302; Bernhard Schär, Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900, Frankfurt a. M. 2015; Bernd-Stefan Grewe, Geschichtsdidaktik postkolonial – eine Herausforderung, in: Zeitschrift für Geschichtsdidaktik, 15/1 (2016), 5–30; Patricia Purtschert, Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert: Eine Geschichte der weissen Schweiz, Bielefeld 2019; Philipp Krauer, Zwischen Geld, Gewalt und Rassismus. Neue Perspektiven auf die koloniale Schweizer Söldnerrmigration in Südostasien, 1848–1914, in: SZG, 71/3 (2021), 229–250; Andrea Franc, Im Austausch mit der Welt. Schweizer Unternehmen im 19. und 20. Jahrhundert, Baden 2021; Gesine Krüger, Über Afrika schreiben – The Danger of a Single Story, in: Geschichte der Gegenwart, Über Afrika schreiben – The Danger of a Single Story – Geschichte der Gegenwart (9.4.2022).

⁶⁴ Zürcher, Ruanda (wie Anm. 25), 19–23.

⁶⁵ Thomas Isler, «Wir kamen, um zu helfen» | Vimeo On Demand on Vimeo (15.4.2022).

⁶⁶ Marisa Birri/Lukas Zürcher. Die Schweiz in Ruanda. Mission, Entwicklungshilfe und nationale Selbstbestätigung (1900–1975). Zürich 2014; Rezension, in: SZG, 1/65 (2015), 127–129.

noch ausstehend. Die massgebliche Studie zum Verhältnis zwischen der katholischen Kirche, der Kolonialmacht und dem jungen rwandischen Staat geht auf Jane und Ian Linden zurück und stammt aus den siebziger Jahren.⁶⁷ Was die Geschichte der westlichen Entwicklungszusammenarbeit anbelangt, liegen hierzu mittlerweile eine ganze Reihe von Studien vor.⁶⁸ Für die Geschichte der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit bietet die Darstellung von René Holenstein, einem Insider,⁶⁹ einen guten, nicht unkritischen Überblick.⁷⁰ Verschiedene Werke haben sich auch mit der entwicklungspolitischen und Drittweltbewegung in der Schweiz auseinandergesetzt.⁷¹ Ein nicht unwichtiges Dokument ist der bereits erwähnte Untersuchungsbericht des EDA über die Beziehungen der Schweiz zu Rwanda von den sechziger bis in die neunziger Jahre. Hingegen ist die kirchliche Entwicklungszusammenarbeit vor Ort seit der Dekolonisierung noch wenig untersucht.

Angesichts des Forschungsstandes lassen sich für diesen Artikel folgende forschungsleitende Fragen formulieren:

⁶⁷ Linden, Church (wie Anm. 40).

⁶⁸ Sara Elmer, *Visions and Agents of Development in Twentieth Century Nepal*, ETH Zürich 2014 (unveröffentlichte Dissertation); Aram Ziai, *Development discourse and global history. From colonialism to the sustainable development goals*, New York 2016; Kenneth King, *Education, skills and international cooperation: comparative and historical perspectives*, Cham 2019; Peter de Haan, *Whatever happened to the Third World? A history of the economics of development*, Cham 2020. Zur kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit, siehe: Terje Tvedt, *Understanding the history of the international aid system and the development research tradition: the case of the disappearing religious NGOs*, in: *Forum of development studies*, 2/33 (2006), 341–366; Stan Chu Ilo, *The Church and Development in Africa: Aid and development from the perspective of development studies*, in: *Development and Change*, 7/64 (2015), 644–665.

⁶⁹ Holenstein war langjähriger Mitarbeiter der damaligen DEH, Dozent am ETH-Nachdiplomstudien für Entwicklungsländer (NADEL) und Schweizer Botschafter in Kirgizstan und Bangladesh.

⁷⁰ Holenstein, *Wer langsam geht* (wie Anm. 22). Weitere Publikationen zur Geschichte der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit und der Debatte über die Beziehungen zur sogenannten Dritten Welt sind u.a.: Rolf Wilhelm, *Gemeinsam unterwegs: eine Zeitreise durch 60 Jahre Entwicklungszusammenarbeit Schweiz-Nepal*, Bern 2012; Frank Schüle, *Hinterfragen und Handeln: ein Vierteljahrhundert HEKS-Geschichte(n)*, Zürich 2014; Sara Elmer/Konrad Kuhn/Daniel Speich Chassé (Hg.), *Handlungsfeld Entwicklung. Schweizer Erwartungen und Erfahrungen in der Geschichte der Entwicklungsarbeit* (Itinera Fasc. 35), Basel 2014.

⁷¹ Konrad Kuhn, *Fairer Handel und Kalter Krieg: Selbstwahrnehmung und Positionierung der Fair-Trade-Bewegung in der Schweiz, 1973–1990*, Bern 2005; Monica Kalt, *Tiersmondismus in der Schweiz der 1960er und 1970er Jahre. Von der Barmherzigkeit zur Solidarität*. Bern 2010; Konrad Kuhn, *Entwicklungspolitische Solidarität: Die Dritt-Welt-Bewegung in der Schweiz zwischen Kritik und Politik (1975–1992)*, Zürich 2011; Konrad Kuhn, *Im Kampf gegen das heimliche Imperium. Entwicklungspolitik und postkoloniale Kritik in der Schweiz seit 1970*, in: Purtschert, *Postkoloniale Schweiz* (wie Anm. 21), 267–288.

1) Wie erlebte Margrit Fuchs persönlich die schweizerische Entwicklungszusammenarbeit in Rwanda und wie ging sie mit vorgefundenen und vorgegebenen Strukturen und Rollen um?

2) Wie stand sie zu Perraudin und wie beurteilte sie seine Tätigkeit?

3) Welches war das Verständnis der eigenen Tätigkeit in Rwanda und wie beurteilte sie die Entwicklungszusammenarbeit anderer Akteure in diesem Bereich im rwandischen Umfeld?

Eine stolze Patriotin

Dass Fuchs nach Rwanda kam, war ein Zufall. Sie wollte in die Entwicklungszusammenarbeit, egal, wo das sein würde. Eine erste Bewerbung bei *Interteam* war wegen mangelnder Qualifikation und zu hohem Alter – sie war damals 53 Jahre alt – zunächst noch abgelehnt worden.⁷² Mit der Bezeichnung «Ökonomin der Prokura» war sie in Kabgayi zuständig für die Haushaltung für rund 25 Priester und Laienbrüder sowie einige Laien verschiedener Nationalität. Neben Garten und Küche betreute sie eine Reihe von Gästezimmern sowie die reguläre Pfarrei von Kabgayi. Für diese Aufgaben leitete sie einen Stab von ungefähr 15 Rwanderinnen und Rwandern.⁷³

Das ist bemerkenswert: Obwohl als Frau aus nichtakademischen Verhältnissen für die damalige Zeit gut ausgebildet, hatte sie in der Schweiz nie Führungsverantwortung im männlich dominierten Berufsleben übernommen. In Rwanda dagegen vertraute man ihr vom ersten Tag an die Leitung von Küche, Garten und Gästezimmern sowie die Führung von rwandischem männlichen Personal an. Das gleiche Muster zeigte sich bei der Übernahme der Leitung des Zentrums St. André. Was die Kompetenz anbelangt, hatte Fuchs in der Schweiz zwar jahrelang als Hausfrau (in einem nicht sonderlich grossen Haushalt) gearbeitet; damit hatte sie sich gewiss haushälterische Kenntnisse erworben. Und als ehemalige Direktionssekretärin hatte sie aus nächster Nähe Anschauungsunterricht bezüglich Betriebs- und Personalführung genossen. Doch selbst ausgeübt hatte sie solche Tätigkeiten nie, und eine diesbezügliche formale Ausbildung war ihr auch nie zuteilgeworden. Darum liegt der Schluss nahe, dass sie diese Position als Ökonomin ausschliesslich aufgrund ihrer Herkunft bekam. Das muss nicht unbedingt rassistisch interpretiert werden – es ging nicht um eine Zuteilung aufgrund der Hautfarbe per se, sondern um eine Vertrautheit mit Erwartungen von Europäern, wie Betriebs- und Personalführung auszuüben sei. Man kann die konterfaktische

⁷² PNMF RS 19.5.1990; Margrit Fuchs, Helfen dürfen macht glücklich, in: Brugger Neujahrsblätter, 117 (2007), 103–120, hier 104.

⁷³ PNMF, Undatiertes Rundschreiben von 1970; Gespräch P.H., Leiter Druckerei Kabgayi, 5.11.2015; Fuchs, Helfen (wie Anm. 72), 105.

Frage stellen, ob man eine nichtweisse Frau, die in der Schweiz aufgewachsen und sozialisiert worden war, ebenfalls quasi automatisch mit solchen Aufgaben betraut hätte. Dennoch: Die Selbstverständlichkeit, mit der Fuchs zur Chefin ernannt wurde, reflektiert letztlich doch eine damals weit verbreitete und wenig reflektierte Hierarchievorstellung, die in vielen Bereichen (Wirtschaft, Kirche, Entwicklungszusammenarbeit) zum Tragen kam: An der Spitze steht der weisse Mann, danach folgt die weisse Frau. In Rwanda schlug die Rassenschanke die Geschlechterschanke.⁷⁴ Bezeichnenderweise wechselte Fuchs, nachdem sie 1975 in die Schweiz zurückgekehrt war und nochmals einige Jahre arbeitete, wieder in eine eher subalterne Position am Diözesansitz in Solothurn. Allerdings hat Fuchs die Chance, die sich ihr in Rwanda bot, durchaus gepackt und in Bezug Betriebs- und Personalführung wichtige Erfahrungen gemacht, die ihr später zugutekamen (siehe unten).

Nach einer Eingewöhnungsphase schloss Fuchs Bekanntschaft mit Missionaren und schweizerischen Entwicklungshelfern beziehungsweise deren Familie; es bildete sich ein Netzwerk, das sie kontinuierlich bis in die späten achtziger Jahre hinein erweiterte. Sie unterhielt ein offenes Haus, das ausserhalb Kigalis zu einem wichtigen Treffpunkt von Geistlichen sowie Entwicklungshelfern, den sogenannten *«coopérants»*, wurde.⁷⁵ Zu diesem Zweck brachte sie aus ihren Heimaturlauben Schweizer Spezialitäten wie Maggi-Aromat, Gerber-Käsli, Cervelats und Feldschlösschen-Bier mit und schuf so mitten in Afrika einen Rückzugsort (deutsch)-schweizerischer Gemütlichkeit und Gastlichkeit. Eine nicht unwesentliche Rolle spielte dabei, dass sie die Beziehungen unter anderem über die Frauen der Entwicklungshelfer knüpfte, die wie damals üblich nicht berufstätig waren.⁷⁶ Zusammen mit Perraudin besuchte sie die 1. August-Feiern in der Schweizer Botschaft.⁷⁷

Die Kontakte zur rwandischen Bevölkerung blieben in den frühen siebziger Jahren weitgehend auf das Professionelle beschränkt. Immerhin entstanden damals einige Beziehungen, die bis zum Tod von Fuchs anhielten; einige ihrer Untergebenen aus der Küche folgten ihr in den neunziger Jahren zum BSG.⁷⁸ Erst ab

⁷⁴ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 135.

⁷⁵ PNMf; Gespräche mit H.P., Betreiber einer Kaffeerösterei im nördlichen Rwanda 19.11.2015, U.B.S., Frau eines Entwicklungshelfers 17.3.2016, und P.A., Entwicklungshelfer 12.2.2016.

⁷⁶ Gespräche P.M., Entwicklungshelfer 4.2.2016, und G. und P.M., Entwicklungshelfer 7.4.2016.

⁷⁷ Gespräch P.M. 4.2.2016. Die Schweiz unterhielt bis 1985 eine Botschaft in Kigali; danach wurde sie nach Nairobi verlegt. Die DEH behielt aber in Kigali ein Lokalbüro, das in vielerlei Hinsicht als Ersatz-Botschaft fungierte.

⁷⁸ Gespräche O.M., ehemaliges Waisenkind, 26.7.2016, E.H., ehemaliger Küchenangestellter, 26.7.2016, Witwe von A.G, 28.7.2016.

den achtziger Jahren entwickelte sie engere persönliche Beziehungen zu Afrikanerinnen und Afrikanern: einerseits zum bereits erwähnten Priester Hitimana, andererseits zum aus sehr ärmlichen Verhältnissen stammenden, ehemaligen Waisenjungen Caroli Musabyimana. Letzterer wurde als *«contre-maître»* eine wichtige Stütze bei ihren zahlreichen Bauprojekten in den neunziger und Nuller Jahren.⁷⁹ Zu seiner Familie unterhielt sie engen Kontakt.

Fuchs bewegte sich bis in die Mitte der achtziger Jahre also vorwiegend in einem weissen Milieu. Danach sank die Zahl der Europäer im Lande langsam, aber sicher. Technische Funktionen, die vormals Europäern vorbehalten waren, gingen nach und nach in afrikanische Hände über. Damit löste sich diese weisse Diaspora von den Rändern her langsam auf. Der Völkermord brachte dann einen scharfen Bruch; viele der Weissen, die aus dem Land flohen, kehrten nicht mehr zurück.⁸⁰

Nach 1994 hatte Fuchs kaum mehr Kontakt zu Europäern vor Ort, auch nicht mit der im Gefolge des Völkermordes stark angeschwollenen NGO-Community, und ebensowenig mit den Schweizerinnen und Schweizern, die weiterhin in der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit tätig waren.⁸¹ Zur Kirche und ihrer Organisation hielt sie jetzt eher Distanz, wenn sie auch mit einzelnen Priestern, die ihr Vertrauen besaßen, weiterhin kooperierte. Sie arbeitete in Gitarama fast ausschliesslich mit einheimischen Partnern und lebte fortan inmitten eines weitgehend afrikanischen Milieus.⁸² Trotz der zunehmend engen emotionalen Bindung an Rwanda blieb aber Fuchs bis zu einem gewissen Grad immer eine Aussenseiterin. Die Landessprache Kinyarwanda lernte sie nie aktiv sprechen, auch wenn sie diese angeblich gegen Schluss ganz leidlich verstand; sie unterhielt sich bis zum Schluss mit Rwanderinnen und Rwandern auf Französisch.⁸³ Als *«umuzungu»*, als Weisse, stand sie ausserhalb der komplexen rwandischen Gesellschaft mit ihren Familien- und Clanstrukturen.

Fuchs war zeitlebens stolz, Schweizerin zu sein. Ihr Patriotismus war ein generationentypischer, durch die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs gefestigter. So kritisch ihre Einstellung gegenüber etwa der schweizerischen Entwicklungszusammenarbeit war (siehe unten), so sehr war sie gerührt durch Zeichen der Anerkennung von höchster Stelle, wie einleitend vermerkt.

⁷⁹ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 150–152.

⁸⁰ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 232.

⁸¹ Gespräch V.M., ehemalige DEZA-Mitarbeiterin, 22.9.2016.

⁸² PNMF RS 22.3.1996, Gespräch Josaphat Hitimana 17.12.2016.

⁸³ Gespräche Josaphat Hitimana 17.12.2015, E. M., ehemaliger Chef der Sozialbehörde Gitarama, 25.7.2016.

Ihren Urlaub verbrachte sie regelmässig in der Schweiz in ihrem Haus in Windisch.⁸⁴ Die Schweiz blieb ihr Heimathafen, von hier aus organisierte sie Sach- und Finanzspenden, verbunden mit Vortragstätigkeiten und <fund-raising>-Aktivitäten.⁸⁵ Andererseits erhielt sie auch regelmässige Besuche aus der Schweiz in Rwanda.⁸⁶ Andere afrikanische oder aussereuropäische Länder besuchte sie nach vorhandenem Wissensstand nicht, mit Ausnahme einiger geschäftlich bedingter Abstecher ins benachbarte Burundi.

In ihrer Entwicklungs- und Aufbauarbeit genoss die nachschulische Lehrlingsausbildung einen hohen Stellenwert. Obwohl sie das nicht so explizit festhielt, könnte dabei das schweizerische Lehrlingswesen eine inspirierende Rolle gespielt haben.⁸⁷ Die Schweiz beziehungsweise schweizerischen Institutionen, Praktiken und Werte blieben für sie massgeblich. Dazu gehörte für sie auch ein grundsätzliches Misstrauen gegenüber grossen Organisationen und Strukturen (ob schweizerischen oder anderen), das Vertrauen auf die eigene Kraft sowie die Bereitschaft zur Selbstverantwortung – wenn man so will, Werte und Grundhaltungen, die damals als typisch schweizerisch perzipiert wurden. Das äusserte sich etwa darin, dass sie sich immer weigerte, lokales Personal für den eigenen Haushalt einzustellen – nach ihrem Wertekanon hatte eine gut schweizerische Hausfrau den Haushalt selbst zu besorgen.⁸⁸ Auf die Dienste eines Chauffeurs griff sie dagegen gerne zurück, auch wenn sie selbst den Fahrausweis besass. Sie sah diese Inanspruchnahme der Dienste von Fahrern auch unter dem Aspekt der Schaffung von lokaler Beschäftigung.⁸⁹

Die kontroverse Figur Perraudin

Das Verhältnis von Fuchs zu Perraudin war professionell und sehr lange von gegenseitigem Respekt geprägt. Ende der siebziger Jahre drängte er sie – als sie sich nach ihrem ersten Einsatz wieder in der Schweiz befand –, nach ihrer Pensionierung die Leitung des Zentrums St. André zu übernehmen. Offensichtlich war er von ihren Leistungen, die sie während ihres ersten Aufenthaltes von 1970 bis 1975 erbracht hatte, überzeugt. Bereits 1975 hatte er in einem persönlichen Brief

⁸⁴ PNMF RS 19.5.1990 und 9.5.2002.

⁸⁵ Gespräche Cécile Tanner, 1.10.2013; V. und H. N. sowie T.H., ehemaliger Leiter des Lion's Club Baden-Heitersberg, 5.1.2017.

⁸⁶ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 157.

⁸⁷ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 245, 248f.

⁸⁸ PNMF RS 2.12.2002, Gespräche S. T., ehemaliger Küchenangestellter, 26.7.2016, F. H., ehemaliges Waisenkind 28.7.2016, T. N., Witwe des Bauleiters der Projekte von Fuchs, 28.7.2016.

⁸⁹ PNMF RS 9.1.2001 und 8.12.2005; Gespräch G. und R. M., 7.4.2016.

die Hoffnung geäußert, sie möge bald nach Rwanda zurückkehren.⁹⁰ Allerdings arbeitete sie in all den Jahren, in denen sie bei St. André verblieb, mit einem nur symbolischen Gehalt; selbst ihre Heimaturlaube bezahlte sie aus eigener Tasche.⁹¹ Offenbar war Perraudin der Ansicht, sie brauche keine adäquate Entlohnung, da sie AHV beziehe.⁹² Mitgespielt haben hier vielleicht auch Vorstellungen von unbezahlter, karitativer Frauenarbeit.

Fuchs hinterfragte Perraudins Stellung wie auch sein Verhalten zunächst nicht näher; sie akzeptierte ihn als Chef wie als hohen kirchlichen Würdenträger. Das ergab sich auch aus ihrem milieukonformen <konservativen> Kirchenbild, wie eine Assessorin von *Interteam* in einem Bericht zur Begutachtung ihrer Arbeit in den frühen siebziger Jahren festhielt.⁹³ Gerade die grundsätzliche Akzeptanz der Stellung von Perraudin gab Fuchs indes auch Spielraum, ihre Meinung in Sachfragen offen auszusprechen, selbst wenn er damit nicht einverstanden war.⁹⁴ Dieses Selbstbewusstsein hatte sie bereits gegenüber anderen Klerikern in der Brugger Pfarrgemeinde gezeigt.⁹⁵ Es scheint, dass die prinzipielle Anerkennung von Hierarchie und kirchlicher Autorität ihr gerade Spielraum ermöglichte.

Die Zusammenarbeit mit Perraudin wurde noch dadurch bestärkt, dass Fuchs ab den achtziger Jahren eigene kleinere Entwicklungsarbeiten lancierte, bei denen er zum Teil formell als Antragssteller für finanzielle Zuwendungen fungierte. Damit erschlossen sich auch für ihn zusätzliche Ressourcen.⁹⁶ Neben dieser beruflichen Zusammenarbeit pflegte man privaten Umgang, was sich angesichts der engen Beziehungen innerhalb der europäischen und schweizerischen Gemeinschaft in Rwanda bis zu einem gewissen Grad natürlich ergab.⁹⁷

So sehr Fuchs Perraudin als Vorgesetzten und Erzbischof akzeptierte, so sehr divergierten offenbar schon früh die Ansichten zum Gegensatz von Hutu und Tutsi. 1973, während ihres ersten Aufenthalts in Rwanda, ereigneten sich Ausschreitungen. Die Ereignisse setzten Fuchs zu. Sie schützte verfolgte Tutsi und übernahm die Versorgung von Verletzten.⁹⁸ Auch Perraudin selbst stellte sich damals schützend vor eine Gruppe von Tutsi-Studenten, die von einem Mob bedroht

⁹⁰ PNMF Brief vom 11. September 1975 von André Perraudin an Mademoiselle M. Fuchs.

⁹¹ Persönliche Memorabilien von P.M., Information in Fotoalbum, «Kigali I», 1983.

⁹² PNMF RS 26.5.1989, Brief Fuchs an die Jubiläumskommission 100 Jahre Römisch-Katholische Landeskirche Aargau, Gespräch P.M. 4.2.2016.

⁹³ Staatsarchiv Luzern, Unterlagen Interteam, PA 555/158 Auswertung Projekt Reise 1973 Rwanda.

⁹⁴ Gespräch P.A., 12.2.2016.

⁹⁵ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 80.

⁹⁶ Archiv der Pfarrei St. Maria, Windisch, Brief Arbeitsgruppe Dritte Welt, 23.3.1983.

⁹⁷ Gespräch C. und W.M., ehemaliger Entwicklungshelfer und Sohn 14.8.2015.

⁹⁸ PNMF RS 15.12.1973, Email Josaphat Hitmana, 8.7.2016.

wurde.⁹⁹ Trotz der Gefahren und der psychischen Belastung dachte Fuchs nicht ans Aufgeben:

«Hat es einen Wert, weiterzuarbeiten? – Legt Ihr die Arbeit nieder, wenn fanatische Politiker einen Lapsus machen? Ich denke nein. So halten wir es hier. ... Es ist leicht festzustellen, dass die Schweiz auch nicht aus lauter Auf- und Gerechten bestand... Das Leben geht weiter, die Armen haben uns nötiger denn je.»¹⁰⁰

In der Güterabwägung gab letztlich für sie immer der letzte Satz den Ausschlag. Eine ähnliche Argumentation findet sich in der offiziellen schweizerischen Entscheidungsfindung über die Fortführung des Engagements in Rwanda nach Ausschreitungen.

Eine Assessorin von *Interteam* bezichtigte Fuchs 1972, gegenüber den Hutu Vorurteile zu hegen.¹⁰¹ Damit stellt sich die Frage nach der Einstellung von Fuchs gegenüber dem Gegensatz von Hutu und Tutsi in Rwanda, aber auch ganz generell nach ihrer Einstellung gegenüber Afrikanerinnen und Afrikanern. In den siebziger Jahren benutzte Fuchs in ihren Rundschreiben durchaus zeittypisch Begriffe und Sprachcodes, die aus heutiger Sicht als rassistisch zu taxieren sind.¹⁰² Sie äusserte aber nie erkennbar ideologisch gefestigtes rassistisches Gedankengut. Ihre Äusserungen zu den Unruhen von 1973 bedauern das Versagen politischer Eliten generell – sie stellt diese explizit in Bezug zu einem (hypothetischen) Schweizer Fall. Sie sah Afrikaner nie als unfähig an, sich aufgrund von irgendwelchen «rassischen» oder genetischen Defekten selbst zu regieren oder zu organisieren.

Man könnte vermuten, ihre zögerliche Abgabe von Verantwortung im BSG in den Nuller Jahren habe mit residualen, wenn auch nie geäusserten Vorbehalten beziehungsweise mit einem inhärenten Paternalismus zu tun gehabt. Paternalistische Ansätze lassen sich gewiss in ihrer Konzeption von Entwicklungsarbeit finden. Die verzögerte Abgabe von Verantwortung und Mitbestimmung ist aber eher mit biographischen und psychologischen Faktoren zu erklären. Gerade die Tätigkeit nach dem Völkermord verschaffte Fuchs grosse persönliche Befriedigung (siehe unten); sie genoss, eigenständig, quasi ausserhalb aller Strukturen – auch kirchlicher – Schalten und Walten zu können, wie es ihr behagte und wie sie es für richtig empfand. Die Unabhängigkeit ihrer Entwicklungsprojekte war Fuchs immer wichtig. Mit einer Abgabe von Verantwortung an lokale Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wäre eventuell das Risiko von verstärkter Einflussnahme durch

⁹⁹ Carney, *Genocide* (wie Anm. 23), 190.

¹⁰⁰ PNMFRS 15.12.1973.

¹⁰¹ Staatsarchiv Luzern, Unterlagen Interteam, PA 555/158 Auswertung Projekt Reise 1973 Rwanda.

¹⁰² PNMFRS 11.7.1974.

die Regierung oder lokaler Patronagenetzwerke gestiegen – bei aller Sympathie für die nach 1994 herrschende Regierung war Fuchs dazu nicht bereit. Hinzu kommt, dass sie in den siebziger Jahren das Scheitern von staatlichen Projekten hautnah miterlebt hatte, darunter des Leuchtturm-Projekt Trafipro der schweizerischen Entwicklungspolitik.¹⁰³ Viele schrieben dieses Scheitern einer verfrühten Abgabe von Verantwortung zu, was zu einer Politisierung der Strukturen von Trafipro geführt hatte.¹⁰⁴ Die Übernahme von mehr Verantwortung im administrativen Bereich durch ihren Partner Hitimana anfangs der Nuller Jahre war nicht ermutigend.¹⁰⁵ Schliesslich kam auch noch mit den Jahren ein gewisser Altersstarrsinn und ein Hang zur Besserwisserei. Es ist aber vermutlich zutreffend, dass das fortgesetzte Mikromanagement von Fuchs im Konkreten Fortschritte ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter verzögerte.

Was den Gegensatz von Hutu und Tutsi anbelangt, ist es so, dass Fuchs tatsächlich den Tutsi zuneigte, wenn sie sich schon entscheiden musste. Tutsi waren damals im Klerus nach wie vor stark vertreten, Fuchs sah diese generell als «besser gebildet» und «kultivierter» an als die Hutu.¹⁰⁶ Tutsi-Priester zählten später zu ihrem persönlichen Freundeskreis (ohne dass sie deswegen Hutu ausgeschlossen hätte).¹⁰⁷ Dazu kam wohl auch eine instinktive Parteinahme für die «underdogs» in einem politischen System, das die Macht bei einer Hutu-Elite konzentrierte. Trotzdem hielt sie sich bei dem Thema zurück und vor allem nach Möglichkeit draus. Als in den achtziger Jahren ein belgischer Priester in offiziellem Auftrag von ihr die ethnische Aufteilung ihrer Mitarbeiter wissen wollte, weigerte sie sich scharf, diese Information zu liefern.¹⁰⁸

Gegen Ende der achtziger Jahre formulierte Fuchs dann Dritten gegenüber offenen Kritik an Perraudins Regimenähe.¹⁰⁹ Diese Distanzierung mag auch damit zusammenhängen, dass das Kirchenbild von Fuchs sich im Laufe der Zeit wandelte und damit der bischöfliche Nimbus sich nach und nach verflüchtigte. Perraudin trat 1989 als Bischof von Kabgayi zurück und begab sich ins walliserische Veyras, wo die Weissen Brüder ein Altersheim unterhielten. Hier wurde er vom Völkermord 1994 überrascht. Für die neue Regierung war er persona non grata, und er erhielt Einreiseverbot in Rwanda. Er starb 2003 89jährig. Soweit bekannt, hatte Fuchs nach seiner Rückkehr in die Schweiz keinen Kontakt mehr mit ihm, was angesichts der Enge des früheren Verhältnisses und vor allem aufgrund der Tatsache, dass sie grosse Sorgfalt auf die Pflege persönlicher Beziehungen legte,

¹⁰³ Trafipro war ein landesweites Genossenschaftsprojekt für die ländliche Bevölkerung.

¹⁰⁴ Zürcher, Ruanda (wie Anm. 25), 256–272.

¹⁰⁵ PNMR RS 8.12.2005.

¹⁰⁶ Email Josaphat Hitimana 8.7.2016; eigene Erinnerungen des Autors.

¹⁰⁷ Gespräch Josaphat Hitimana 17.12.2015.

¹⁰⁸ Email Josaphat Hitimana 8.7.2016.

¹⁰⁹ Gespräche A.T. 30.9.2015, P.A. 12.2.2016, G. und R.M. 7.4.2016.

doch etwas erstaunt. Inwiefern diese Distanz die Folge von politischen Unstimmigkeiten war oder nicht, lässt sich nicht feststellen.

Befriedigung, Tatkraft, Kritik: Die Frage der Entwicklungszusammenarbeit

Fuchs zog aus ihrer Tätigkeit in Rwanda eine tiefe persönliche Befriedigung – «Helfen dürfen macht glücklich» übertitelte sie bezeichnenderweise einen Beitrag, den sie 2007 kurz vor ihrem Tod für die *Brugger Neujaarsblätter* verfasste.¹¹⁰ Auch in Rundschreiben betont sie immer wieder, dass sie aus ihrem Engagement persönliches Glück ziehe.¹¹¹ Allerdings hat sie nie genauer spezifiziert, was denn genau sie so glücklich machte: das Helfen an und für sich, was letztlich eine altruistische Motivation gewesen wäre, oder vielmehr die Möglichkeit, etwas zu tun und zu bewirken, was ein eher egoistischer Antrieb gewesen wäre. In der Realität lassen sich aber diese beiden Motivationen nicht so leicht voneinander trennen; sie gehen wohl ineinander über. Obwohl sie das nie so formuliert hat, war für Fuchs das Bild der selbstlosen Wohltäterin handlungsleitend. In der Praxis wurde sie durch den Aufbau des BSG zur erfolgreichen karitativen Unternehmerin.

Auch wenn sich Fuchs im Laufe ihres Lebens von der Kirche als Institution distanzierte, blieben Barmherzigkeit und Nächstenliebe – zutiefst religiös geprägte Begriffe – zentral für ihre Tätigkeit. Gleichzeitig genoss sie ab den neunziger Jahren die Möglichkeit, mehr oder weniger nach Gutdünken handeln zu können. In Beruf und Familien in der Schweiz war sie vielfältig in Rollen und Strukturen eingebunden gewesen, ebenso nach ihrer Dislozierung nach Rwanda in den siebziger Jahren. Nun war sie (fast) frei und erfreute sich dieser Freiheit. Und auch der Anerkennung, die ihr nach und nach für ihr Lebenswerk zuteil wurde.¹¹²

Allerdings kontrastiert diese Freude am eigenen Schaffen mit der Einschätzung der Wirksamkeit ihrer Tätigkeit. Hier machte Fuchs eine gewisse Entwicklung durch. In den achtziger Jahren schrieb sie, sie wisse, dass ihr Einsatz am Lauf der Welt nichts ändere; trotzdem gelte es, weiterzumachen.¹¹³ Armut und Ungerechtigkeit waren für sie gegebene, unverrückbare Faktoren in einer unvollkommenen Welt. Gegen Ende ihres Lebens klingt dann in den Rundschreiben immer wieder Frustration über ausbleibende Entwicklungsfortschritte an – sie hätte sich also mehr Fortschritte vorstellen können, was im Gegensatz steht zu

¹¹⁰ Fuchs, Helfen dürfen macht glücklich (wie Anm. 72).

¹¹¹ PNMF RS 12.9.1981.

¹¹² Tanner, Leben (wie Anm. 4), 296.

¹¹³ PNMF RS 6.9.1986.

den fatalistisch-resignativen Aussagen der achtziger Jahre.¹¹⁴ Auf jeden Fall aber empfand Fuchs ihre eigenen Anstrengungen jenen von anderen überlegen – sei es offizielle staatliche oder NGO-getragene Entwicklungsarbeit. In Anlehnung an die ursprüngliche Umschreibung von Entwicklungszusammenarbeit durch den amerikanischen Präsidenten Harry S. Truman bezeichnete sie ihre Arbeit als «Hilfe zur Selbsthilfe», manchmal auch als «direkte Entwicklungshilfe».¹¹⁵

Fuchs schob Zweifel immer wieder zur Seite. Sie war eine Macherin und Praktikerin. Die Notwendigkeit von Hilfe war für sie bei allen Ambivalenzen evident, und ebenso evident war für sie, was Hilfe bedeutete: einerseits eine Unterstützung zur Linderung unmittelbarer Not, andererseits ein Wissenstransfer vom entwickelten Europa zum unterentwickelten Afrika. Ab den achtziger Jahren organisierte Fuchs Geld bei Aargauer Pfarreien für kirchliche Projekte; Naturalspenden für rwindische Pfarreien und Ordensgemeinschaften kamen dazu. Sie begann, lokale Handarbeiten anzukaufen und direkt beziehungsweise über Drittweltläden zu vertreiben. Ein spezielles Gewicht lag auf der Förderung der Ausbildung und wirtschaftlichen Unabhängigkeit von Mädchen und Frauen.¹¹⁶ Nach dem Genozid lag der Schwerpunkt bei der Betreuung von Waisen- und Strassenkindern, später auf Armutsbekämpfung durch zahlreiche Initiativen. Die Partnerschaft und Spendenaktionen mit der *Aargauer Zeitung* erlaubte eine kontinuierliche Expansion der Tätigkeiten.¹¹⁷

Die Aktivitäten des BSG wuchsen organisch, bis zum Tod von Fuchs gab es keine Vision oder gar einen Masterplan mit klar definierten Zielen, Kriterien und Key Performance Indicators zur Messung des Erfolgs. Fuchs hielt fast bis zum Schluss die Fäden in der Hand, was auch zu einer gewissen Unübersichtlichkeit und zu – allerdings nie verifizierten – Vorwürfen von Günstlingswirtschaft und Verschwendung führte. Sie fürchtete, dass jede Formalisierung Bürokratie mit sich bringen würde. Sie wollte ihre Hilfe nach Gutdünken und ihrer eigenen Intuition, basierend auf jahrelanger Erfahrung, einsetzen.

Wie ein dicker roter Faden zieht sich durch ihre Korrespondenz eine zum Teil massive Kritik an der Entwicklungszusammenarbeit von anderen – auch, und vor allem, an der Entwicklungszusammenarbeit der schweizerischen Regierung. Das ist paradox, pflegte sie doch in den siebziger und achtziger Jahren enge persönliche Beziehungen zu jenen, die diese Arbeit vor Ort ausführten, nämlich den schweizerischen «coopérants». Die Kritik konzentrierte sich auf das, was sie als Auswüchse und unnötige Verschwendung ansah.

¹¹⁴ PNMF RS 6.9.1986 und 7.7.2007.

¹¹⁵ PNMF RS 30.3.1985 und 1.10.1991.

¹¹⁶ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 190–194.

¹¹⁷ Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 249–251.

Ein solcher Punkt waren etwa die schiere Grösse der Summen, die in der Entwicklungszusammenarbeit flossen. Fuchs schätzte sie als exorbitant ein und verglich sie – nicht immer ganz neidfrei – mit den eigenen Mitteln.

«Kürzlich habe ich geträumt, dass <sie> auch in der Schweiz zu sparen beginnen. Anderntags hörte ich am Radio: ... 150 Millionen Entwicklungshilfe (Weiterführung bestehender Projekte), 200 Millionen Darlehen für..., da wurde mir schwindlig, ich habe mit letzter Kraft mein Radiöli abgestellt.»¹¹⁸

Zum Teil stellte sie dabei auch eine Verbindung her zwischen diesen Summen für Entwicklungsprojekte sowie den Guthaben aus der Dritten Welt, die in der Schweiz deponiert waren.

«[Es] gluschtet ... mich persönlich manchmal schon, einen kleinen – ganz winzigen – Prozentsatz von dem Geld zu haben, von welchem ich kürzlich gelesen habe. Da stand doch in einer Schweizerzeitung: 60 Milliarden Franken aus Entwicklungsländern auf Schweizerkonten....Meine kleine Rechnermaschine kann da nicht mitrechnen, sie hat nicht so viele Nullen.»¹¹⁹

Ein anderer Vorwurf, der sich immer wiederholte, war der des angeblichen Luxuslebens von Entwicklungshelfern. Sie geriet aber auch in Rage, wenn Afrika als Abfallhalde für abgelaufene Lebensmittel diente, die als Entwicklungshilfe deklariert wurde.¹²⁰ Ab den achtziger Jahren wurde ihr Ton radikaler; allerdings blieb ihre Kritik an der Rolle des Nordens punktuell und nicht grundsätzlicher Natur.

Vernichtende Kritik reservierte sie aber für die NGOs, die nach dem Genozid ins Land kamen: Sie seien inkompetent, zahlten überteuerte Löhne an ihre lokalen Mitarbeiter, was zu sozialen Spannungen führe, und sie operierten bevorzugt von der sicheren und bequemen Hauptstadt aus, anstatt sich den Unbilden des Lebens in der Provinz auszusetzen.¹²¹ Mehr noch: In Übereinstimmung mit der Diktion der neuen rwandischen Regierung bezichtigte sie einige der NGOs, gegen Rwanda zu spionieren und Waffen zu schmuggeln. Entsprechend hiess sie denn auch die Ausweisung von 30 Organisationen im Dezember 1995 gut.¹²² Diese harten Vorwürfe führten zu Reaktionen, etwa seitens eines Verantwortlichen des *Fastenopfers*, der Fuchs in einem offenen Brief in der Zeitung beschuldigte, Spenden für Hilfswerke mit ihrer Polemik zu sabotieren.¹²³ Immer wieder beschuldigte sie auch Entwicklungsorganisationen – ob staatlich oder nichtstaatlich

¹¹⁸ PNMF RS 20.3.1975.

¹¹⁹ PNMF RS 6.9.1986.

¹²⁰ PNMF RS 11.9.1985.

¹²¹ PNMF RS 22.3.1996.

¹²² PNMF RS 22.3. 1996, 6.12.1996, 12.3.1997.

¹²³ PNMF, Brief Fuchs an Edgar Zimmermann, 8.1.1995.

– der Bürokratie und des administrativen Leerlaufs. Sie verglich dies mit der Schlankheit ihrer eigenen Operationen im BSG: Deren Administration sei sehr bescheiden, «...sie misst 1.30/0.75 m und hat 4 Schubladen.»¹²⁴

Schlussfolgerungen und Ausblick

Diese biographische Studie hat sich auf drei Dimensionen des Aufenthalts von Fuchs in Rwanda konzentriert: Ihre Haltung gegenüber dem schweizerischen Engagement und ihr Umgang mit vorgegebenen Strukturen; ihr Verhältnis zu Perraudin und schliesslich das eigene Verständnis von Entwicklungszusammenarbeit sowie ihr Verhältnis zu staatlichen und NGO-Akteuren in diesem Bereich. Die Studie zeigt über einen Zeitraum von 30 Jahren Kontinuitäten und Veränderungen. Sie zeigt, wie strukturelle Gegebenheiten und individuelle Dispositionen interagierten und Handlungsoptionen ermöglichten, wie etwa beim Aufbau der eigenen Entwicklungsarbeit im Rahmen des BSG. Und sie zeigt auch, wie Fuchs zu Beginn ihres Aufenthaltes sich in lokale Strukturen und Rollen einfügte, sich aber diesen Typisierungen allmählich entzog.

Die Quellenlage erlaubt vielfach keine eindeutigen Aussagen. Selbst da, wo Quellen vorhanden sind, ist in einigen Fällen Vorsicht walten zu lassen, vor allem wenn es um Interviews geht, die zum Teil Jahrzehnte nach den Ereignissen stattfanden. Gerade die schiere Monstrosität des Völkermords dürfte Erinnerungen verzerrt und Ereignisse durch den Filter heutiger Wahrnehmung und Kenntnisse geprägt haben. Das gilt etwa für die Frage, inwiefern eine Distanzierung Fuchs' von Perraudin – sofern sie denn tatsächlich stattgefunden hat – auf politische Divergenzen oder aber auf Streitpunkte rein persönlicher Natur zurückzuführen ist.

Für den Untersuchungszeitraum seiner Dissertation befand Zürcher, das schweizerische Engagement in Rwanda sei von kolonialistischen und realpolitischen Mustern und Sachzwängen geprägt gewesen. Das lässt sich im Falle von Fuchs gut exemplifizieren, etwa an der Tatsache, dass sie nach ihrer Ankunft 1970 sogleich mit Führungsverantwortung über Rwanderinnen und Rwander betraut wurde. Als das weisse Milieu sich in den achtziger Jahren aufzulösen begann, bedauerte sie indes diesen Vorgang nicht, im Gegensatz zu anderen Europäerinnen und Europäern vor Ort, auch solchen aus kirchlichen und missionarischen Kreisen. Dass sie spätestens ab 1994 in einem faktisch nur noch afrikanischen Milieu lebte, war für sie offenbar nie ein Problem oder ein Thema. Allerdings behielt sie dann noch eine herausragende Position, wenn auch nicht mehr aufgrund kolonialistischer Strukturen, sondern aufgrund der Tatsache, dass sie ein

¹²⁴ PNMF RS 22.3.1996.

für die regionale Entwicklung von Gitarama wichtiges Hilfswerk mit eigenen Ressourcen aufgebaut hatte.

Die von Zürcher und anderen konstatierte, dezidierte politische Neutralität gegenüber der Situation in Rwanda zeigte sich anfänglich ebenfalls bei Fuchs. Bis in die achtziger Jahre finden sich in ihren Äusserungen kaum politische Bemerkungen zu Rwanda (dagegen hielt sie mit ihrer Meinung zur Schweiz beziehungsweise zur schweizerischen Politik nicht zurück). Diese typisch schweizerische Neutralitätshaltung wurde wohl noch verstärkt durch eine zeit-, milieu- und geschlechtstypische Politikabstinenz und -skepsis. 1991 verteidigte sie die damalige rwandische Regierung in ihren Rundschreiben gegen jene Kräfte, die nach dem Völkermord die Macht übernahmen.¹²⁵ Dann aber, nach dem Völkermord, solidarisierte sie sich rasch mit diesen Kräften und unterstützte die neue Regierung fast bedingungslos. Von Neutralität und Zurückhaltung war nun nichts mehr zu spüren.¹²⁶ Vielleicht war diese Parteinahme aber auch bedingt durch die Tatsache, dass sie jetzt – im Gegensatz zu den siebziger und achtziger Jahren – ihr eigenes Hilfswerk vor Ort führte und das in enger und direkter Zusammenarbeit mit den lokalen Behörden. Das hat die Aufgabe von politischer Neutralität sicherlich begünstigt. Die eigenen Projekte führten in den neunziger und Nuller Jahre zu einer höheren Exposition gegenüber den rwandischen Behörden, und das mag zur Distanzierung von Perraudin beigetragen haben, war dieser doch für die neuen Machthaber persona non grata. Als ehemalige enge Mitarbeiterin von ihm war es für Fuchs vorteilhaft, wenn nicht gar notwendig, dass sie den Verdacht vermied, mit ihrem ehemaligen Arbeitgeber weiterhin in Kontakt zu sein.

Eine hohe Kontinuität dagegen zeigte der Patriotismus von Fuchs und ihr Bezug auf die Schweiz als Referenzpunkt. Für die andauernde Wichtigkeit der Schweiz gab es allerdings ab den neunziger Jahren auch noch andere Gründe als blosser Heimatliebe: Durch die Partnerschaft mit der *Aargauer Zeitung* war die Quelle von steigendem Spendenaufkommen in der Schweiz angesiedelt. Trotzdem: der Patriotismus war tief verankert. So gross die Verbundenheit mit Rwanda im Laufe ihres Lebens wurde – die Annahme der rwandischen Staatsbürgerschaft, was offenbar ihr einmal vorgeschlagen wurde, kam für sie nie in Frage.¹²⁷

Ebenfalls eine hohe Kontinuität weist ihr Verständnis von Entwicklungszusammenarbeit aus. Vor dem Hintergrund der Transformation von Entwicklungszusammenarbeit seit den sechziger Jahren, sowohl in der Praxis wie auch in der wissenschaftlichen Forschung, blieb das Verständnis von «Entwicklungshilfe» bei Fuchs statisch. Es gründete sich bis zuletzt in der Vorbildfunktion der europäi-

¹²⁵ PNMF RS 7.4.1991, 1.10.1991.

¹²⁶ PNMF RS 16.6.1995; Tanner, *Leben* (wie Anm. 4), 140.

¹²⁷ Eigene Erinnerung des Autors.

schen Moderne. Allerdings ging es für Fuchs immer um die pragmatische Verbesserung der konkreten Lebensumstände der Bevölkerung vor Ort. Das beinhaltete zu Beginn ihrer Aktivitäten vor allem Nothilfe zur Linderung unmittelbaren Leidens. Später, ab den neunziger Jahren, wurden ihre Projekte systematischer in dem Sinn, dass sie mit dem Bau von Schulhäusern sowie der Verteilung von Vieh an bedürftige Familien das strukturelle Entwicklungspotenzial verbessern wollte, zum Teil in Absprache mit den Anliegen und Plänen der lokalen Behörden. So stellte sich Fuchs voll in den Dienst der von Kritikern der rwandischen Regierung immer wieder vorgeworfenen «Entwicklungsdiktatur» und der Vision von Rwanda als einer Art afrikanischem Singapur.¹²⁸

Anhand der Veränderungen und Konstanten im Leben von Fuchs lassen sich verschiedene wissenschaftliche Befunde exemplifizieren, so etwa von Zürcher, Linden und Carey. Ihre Biographie verweist aber auch auf Bereiche und Themen, die bislang nur schwach oder noch gar nicht erforscht worden sind: so etwa die Veränderung des eigenen Entwicklungsverständnisses von Entwicklungshelferinnen und Entwicklungshelfern im Laufe der Zeit. Das gilt nicht nur für Angehörige von staatlichen Agenturen, sondern auch für jene, die im Rahmen einer Kirche oder einer NGO aktiv waren und sind – oder die gar als «Einzelmasken» auftreten, wie das bei Fuchs der Fall war. Gerade die Figur der privaten Entwicklungshelferin und des privaten Entwicklungshelfers ist bislang noch kaum dargestellt worden, obgleich in der jüngsten Vergangenheit erste populärwissenschaftliche Darstellungen dazu erschienen sind.¹²⁹ Auf einen weiteren Forschungsbedarf zur Tätigkeiten Perraudins ist bereits hingewiesen worden. Auch eine systematischere Erfassung der Beziehungen zwischen dem Walliser Erzbischof und den schweizerischen Behörden wäre wohl erhellend.

Darüber hinaus verweist der Artikel auf zwei weitere Dimensionen, auf die hier nicht weiter eingegangen werden konnte, die aber mit den behandelten drei Dimensionen eng verwoben sind: das sind einerseits die Konsequenzen der religiösen Modernisierung beziehungsweise Säkularisierung für die Kirche in Europa,¹³⁰ andererseits die Veränderung von Geschlechterrollen und -erwartungen im Zeichen der Frauenemanzipation. Die erste Entwicklung äusserte sich etwa

¹²⁸ Siehe z.B. Graham Harrison, Rwanda and the difficult business of capitalist development, in: *Development and Change*, 48/5 (2017), 873–898; Maddalena Campioni/Patrick Noack (Hg.), *Rwanda fast forward: Social, economic, military and reconciliation prospects*, Basingstoke 2012; Filip Reyntjens, *Political Governance in Post-Genocide Rwanda*, New York 2013.

¹²⁹ Siehe z.B. Rebekka Haefeli, Augusta Theler – Mit dem Hebammenkoffer um die Welt, Baden ²2017.

¹³⁰ Staf Helleman, Die Transformation der Religion und der Grosskirchen in der zweiten Moderne aus der Sicht des religiösen Modernisierungsparadigmas, in: *SZRKG*, 99 (2005), 11–35, hier 18–21.

darin, dass die europäische Präsenz in den afrikanischen Ortskirchen – noch stark in den achtziger Jahren – nach der Jahrtausendwende sich praktisch auflöste, da aus Europa schlichtweg kein Personalnachschub mehr kam. In Rwanda wurde diese Entwicklung noch verschärft durch den Bruch des Völkermords und dem auch von der neuen Regierung favorisierten Rückzug von Missionsgemeinschaften.¹³¹ Selbst wenn Fuchs nach 1994 eine stärkere Zusammenarbeit mit kirchlichen Strukturen, wie sie diese aus den siebziger und achtziger Jahren kannte, gewünscht hätte, wäre das gar nicht mehr möglich gewesen. Diese Strukturen waren verschwunden. Auch in der Schweiz beziehungsweise Europa ging der Einfluss der Kirchen rapide zurück; für Fuchs äusserte sich das darin, dass ihr Ansprechpartner für Spenden nun eine Zeitung war. Die zweite Entwicklung – die Veränderung der Geschlechterrollen – ermöglichte Fuchs, ihre Leistung als karitative Unternehmerin vermutlich viel stärker skalieren zu können, als das unter den noch patriarchalischeren Rahmenbedingungen der siebziger Jahre möglich gewesen wäre. In dieser Hinsicht könnte eine forschungsleitende Anbindung gesucht werden an die noch junge Literatur zu weiblichen Ordensgemeinschaften im Missions- und Entwicklungskontext.¹³² Durch die Entsendung in ferne Länder im Dienste der Kirche erhielten Frauen Handlungsoptionen, die ihnen sonst – in Europa – weitgehend verschlossen blieben. Der Unterschied zu Fuchs liegt hier allerdings darin, dass sie eben keine Ordensschwester war, sondern eine lebenslang unverheiratete, berufstätige Frau mit grossem, persönlichem Beziehungsnetzwerk. Waren es für Ordensschwestern gerade die kirchlichen Strukturen, die ihnen erlaubten, den Aktionsradius auszuweiten, war es bei Fuchs eher das Gegenteil: Der Wegfall kirchlicher Einbindung und Einbettung ermöglichte ihr vermutlich ein erweitertes Tätigkeitsfeld.

«Im Herz von Afrika für den Schweizernamen Ehre einlegen» – Biographische Multidimensionalität einer privaten Schweizer Entwicklungshelferin in Rwanda

Von 1970 bis 2007 lebte und arbeitete die Aargauerin Margrit Fuchs als Entwicklungshelferin in Rwanda – zuerst in einem kirchlich geprägten Kontext, ab dem Genozid von 1994 mit einem eigenen Hilfswerk, das sie in Zusammenarbeit mit einem lokalen Priester aufgezogen hatte und vor allem mit Spenden aus der Schweiz finanziert wurde mittels einer

¹³¹ Allerdings sind die europäischen katholischen und protestantischen Missionare zum Teil ersetzt worden durch nordamerikanische Prediger evangelikaler Gemeinschaften. Unter den aus dem anglophonen Exil zurückgekehrten rwandischen Führungskräften erfreuen sie sich einer gewissen Beliebtheit.

¹³² Katrin Langewiese, *Hors du cloître et dans le monde: des sœurs catholiques comme actrices transnationales*, in: *Social Sciences and Missions*, 25 (2012), 195–224, hier 221; Anne Cornet, *Soigner et guérir au pays des mille collines: de l'activité sanitaire à la quête d'autonomie. Les Sœurs Blanches au Rwanda pendant l'entre-deux-guerres*, in: *Histoire, monde & cultures religieuses*, 30 (2014), 33–50, hier 34.

Partnerschaft mit der *Aargauer Zeitung*. Anhand eines multiperspektivischen biographischen Ansatzes werden drei thematische Bereiche untersucht, wie sie sich im Leben von Fuchs niedergeschlagen haben: die schweizerische Präsenz in Rwanda in den siebziger und achtziger Jahren, die Rolle der katholischen Kirche und einer ihrer Führungsfiguren (des Walliser Erzbischofs André Perraudin) in dem afrikanischen Land, und schliesslich die Herausforderungen und Probleme von praktischer Entwicklungszusammenarbeit. Der lange Untersuchungsraum erlaubt, Kontinuitäten wie auch Brüche in der persönlichen Erlebniswelt im Zusammenhang mit diesen drei Bereichen zu identifizieren und diskutieren. Dazu gehören zum Beispiel die unhinterfragte, anfängliche Integration in vorgefundene koloniale und latent rassistische Strukturen der europäischen Gemeinschaft, aber auch der Einfluss des eigenen Patriotismus auf das persönliche Verständnis von Entwicklungszusammenarbeit wie von Entwicklung prinzipiell. Der Artikel schliesst mit einem Ausblick auf anschlussfähige Forschungsfelder in und über diese Bereiche hinaus.

Ruanda – Entwicklungszusammenarbeit – katholische Kirche – Biografie – schweizerische Aussenpolitik.

«Au cœur de l'Afrique, faire honneur au nom de la Suisse» – Multidimensionnalité biographique d'une coopérante privée suisse au Rwanda

L'Argovienne Margrit Fuchs a travaillé comme coopérante au Rwanda de 1970 à 2007 – d'abord dans le cadre de l'Église catholique, puis, après le génocide de 1994, avec sa propre agence de développement, co-fondée avec un prêtre local et principalement financée par des dons provenant de la Suisse grâce à un partenariat avec le journal *Aargauer Zeitung*. En adoptant une approche biographique multidimensionnelle, cet article étudie trois facteurs qui ont eu un impact sur la vie de Fuchs: la présence suisse au Rwanda dans les années 1970 et 1980 (le Rwanda étant l'un des premiers pays de concentration de la coopération de développement), le rôle de l'Église catholique dans le pays, et en particulier celui de l'une de ses figures de proue, l'archevêque André Perraudin, originaire du Valais; et enfin les défis et problèmes pratiques de la coopération au développement. L'étude portant sur une longue période nous permet d'identifier et de discuter un certain nombre de continuités et de transformations dans l'expérience de Fuchs en rapport avec ces trois facteurs. Il s'agit, par exemple, de l'intégration initiale et incontestée dans les structures coloniales pré-existantes et imprégnées par un racisme latent dans la communauté européenne locale, mais aussi de l'influence du patriotisme bien ancré de Fuchs sur sa compréhension de la coopération au développement en particulier, et du développement en général. L'article se termine par une perspective de sujets de recherche supplémentaires dans ces facteurs et au-delà.

Rwanda – coopération de développement – Église catholique – biographie – politique étrangère suisse.

«Fare onore al nome della Svizzera nel cuore dell'Africa» – Multidimensionalità biografica di una cooperante privata svizzera in Ruanda

Dal 1970 al 2007, l'argoviese Margrit Fuchs visse e lavorò in Ruanda come cooperante, prima in un ambiente di stampo ecclesiastico e poi, a partire dal genocidio del 1994, nella propria organizzazione umanitaria, creata in cooperazione con un sacerdote locale e finanziata principalmente da donazioni svizzere grazie ad una collaborazione con l'*Aargauer Zeitung*. Utilizzando un approccio biografico multiprospettico, vengono esaminate tre aree tematiche che si riflettono nella vita di Fuchs: la presenza svizzera in Ruanda negli anni Settanta e Ottanta, il ruolo della Chiesa cattolica e di una delle sue figure guida (l'arcivescovo vallese André Perraudin) nel Paese africano e, infine, le sfide e i problemi della concreta cooperazione allo sviluppo. Il lungo periodo di indagine permette di identificare e discutere continuità e rotture del vissuto personale in relazione a queste tre aree. Tra

queste, ad esempio, l'indiscussa iniziale integrazione nelle preesistenti strutture coloniali latentemente razziste della comunità europea, ma anche l'influenza del proprio patriottismo sulla comprensione personale della cooperazione allo sviluppo e dello sviluppo in generale. L'articolo si conclude con una prospettiva sui possibili campi di ricerca all'interno e all'esterno di queste aree.

Ruanda – cooperazione allo sviluppo – Chiesa cattolica – biografia – politica estera svizzera.

*«In the Heart of Africa, Putting Honour in the Swiss Name» –
Biographical Multidimensionality of a Private Swiss Development Worker in Rwanda*

Margrit Fuchs worked as a development aid worker in Rwanda from 1970 to 2007. Her first stint as development worker happened in the context of the Catholic Church. Later, after the genocide of 1994, she worked independently with her own development agency which she had founded together with a local priest. Her agency was funded mainly by donations from Switzerland, facilitated by a partnership with the newspaper *Aargauer Zeitung*. Adopting a multi-perspective biographical approach, this article researches three areas that had an impact on the life of Fuchs during these years: 1) the Swiss presence in Rwanda in the 1970s and 1980s (Rwanda was an early focus country of Swiss development aid); 2) the role of the Catholic Church in the country, and particularly the role of one of its leading figures, archbishop André Perraudin, who hailed from the Valais; and 3) the practical challenges and problems of international development cooperation. The long period under research allows to identify and discuss a number of continuities and transformations as they were experienced by Fuchs over this time. This includes, for example, the initial, unquestioned integration into pre-existing colonial and latently racist structures of the local European community, but also the influence of Fuchs' own deeply rooted Swiss patriotism upon her understanding of what development cooperation means and what development means in principle. The article concludes with a perspective on further research subjects in and beyond these areas.

Rwanda – development cooperation – Catholic Church – biography – Swiss foreign policy.

Rolf Tanner, Dr. phil., studierte in Zürich Geschichte und in Genf Politikwissenschaften und veröffentlichte 2017 eine Biographie über Margrit Fuchs, Lehraufträge an den Universitäten Zürich und Basel; <https://orcid.org/0000-0001-5919-1479>.